

Der jüdische Rapper Ben Salomo versucht, sich in einer Szene zu behaupten, die er als antisemitisch verseucht erlebt

»Ich fühle mich wie Don Quijote«

Ben Salomo ist der erste jüdische Rapper Deutschlands. Der 39-Jährige heißt mit bürgerlichem Namen Jonathan Kalmanovich und wohnt in Berlin. Über sein Debüt-Album »Es gibt nur einen«, Antisemitismus im deutschen Rap und seine israelischen Wurzeln sprach **Jérôme Lombard** mit dem Musikünstler.

Foto: Stephan Pramme



Herr Kalmanovich, Ende November haben Sie Ihr erstes Soloalbum mit dem Titel »Es gibt nur einen« herausgebracht. Was ist die Motivation hinter dem Album?

Ich hatte immer schon das Bedürfnis, ein eigenes Projekt zu verwirklichen. Über die Jahre haben sich viele Songs angesammelt, die ich in sehr unterschiedlichen Stimmungen geschrieben habe. Ich thematisiere Begebenheiten aus meiner Umwelt, die mich bewegen. In meinem Titelsong »Es gibt nur einen« spreche ich zum Beispiel über meine Erfahrungen als Jude in Deutschland. Wenn Leute hören, dass ich Jude bin, begegnen sie mir zunächst oft mit Vorurteilen. Im persönlichen Gespräch versuche ich ihnen klarzumachen, dass wir alle gleich sind und ein und denselben Gott haben. Mir ist wichtig, Musik zu machen, die eine persönliche Mes-

sage hat. Ich rappe nicht, um möglichst vielen Menschen zu gefallen oder um mein Portemonnaie aufzufüllen. Ich verstehe mich nicht als Entertainer. Ich rappe, weil ich Botschaften übermitteln will.

In Ihren Songs thematisieren Sie Ihre israelisch-jüdischen Wurzeln und rappen gegen antisemitische Ressentiments. Sind Antisemitismus und Israel-Hass verbreitete Phänomene in der deutschen Hip-Hop-Szene?

Die Szene ist von Antizionismus, den ich für eine moderne Spielart des Antisemitismus halte, regelrecht verseucht. Viele deutsche Rapper verwenden in ihren Songs alte antijüdische Feindbilder oder geben sich Verschwörungstheorien über eine angebliche jüdische Weltherrschaft hin. Israel-Hass und Antisemitismus sind

präsent, wenn darüber gerappt wird, dass der »Islamische Staat« ein angebliches Produkt von Mossad und CIA ist. Es wird irgendein Blödsinn aufgeschnappt und in Texte verpackt. Das Postfaktische hat massiv Einzug in den deutschen Rap gehalten.

Sie wurden im israelischen Rechoivot geboren. Ihr Vater stammt aus Israel, ihre Mutter aus der Ukraine. Mit vier Jahren sind Sie nach Berlin gekommen. Aufgewachsen sind Sie in Schöneberg. Haben Sie selber Erfahrungen mit Antisemitismus gemacht?

Schon als Jugendlicher habe ich solche Erfahrungen gemacht. Ich habe erlebt, wie sich Leute von mir distanzieren, weil ich jüdisch bin. Ich habe erlebt, wie ein früherer Freund in meinem Kiez Stolpersteine

mit der Brechstange aus dem Gehwegpflaster gerissen hat. Wenn ich von Antisemitismus rede, meine ich den muslimischen Antisemitismus, der sich auf den Nahost-Konflikt projiziert. Mit Bio-Deutschen habe ich kaum antisemitische Erfahrungen gemacht. Ich sage es so, wie es ist. In meinem Mikrokosmos versuche ich, die Leute von ihren hasserfüllten Positionen abzubringen. Aber ich fühle mich wie Don Quijote, der gegen Windmühlen ankämpft.

In einem Interview haben Sie kürzlich gesagt, dass Sie aufgrund des Antisemitismus hierzulande darüber nachdenken, nach Israel auszuwandern.

Zu verschiedenen Zeitpunkten in meinem Leben hatte ich immer mal wieder diese Überlegung. Ich halte mir diese Option offen. Mein Vater und einige Verwandte leben in Israel. Ich habe viele Verbindungen in das Land und besuche meine Heimat regelmäßig. Wahrscheinlich, weil ich schon als kleiner Junge in Schöneberg Erfahrungen mit Antisemitismus gemacht habe, fühle ich mich auch heute mehr als Israeli denn als Deutscher.

Hat Ihr Künstlername Ben Salomo eine tiefere Bedeutung?

Der Name geht auf meinen Vater zurück, der mit Vornamen Schlomo heißt. Ben heißt auf Hebräisch Sohn und der Name Ben Salomon müsste gemäß der jüdischen Tradition mein Nachname sein. Mein offizieller Nachname Kalmanovich ist ein Diaspora- und Flüchtlingsname. Die ungarisch-russische Wortwurzel bedeutet so viel wie »neuer Überlebender«. Mit meinem Künstlernamen drücke

ich meine Identität aus und gebe mir selber ein Stück familiärer Tradition zurück.

Sehen Sie sich als jüdischer Rapper in Deutschland in einer Pionierrolle?

Als ich mit 19 Jahren angefangen habe zu rappen, war ich mir nicht bewusst, dass ich womöglich der einzige jüdische MC in Deutschland bin. Die Leute sind auf mich zugekommen und haben mir diese Vorreiterrolle zugeschrieben. Ich nehme die Verantwortung an. Ich möchte jungen Juden Mut machen, sich zu ihrer Religion und Herkunft zu bekennen. Darum habe ich auch Werbefotos mit Davidstern um den Hals gemacht. Ich möchte zeigen: Wenn ich ihn offen trage, könnt ihr das auch!

Als Rap- und Hip-Hop-Künstler sind Sie bereits seit Jahren eine bekannte Größe in der Berliner Szene. Ihre monatlich stattfindende Konzertreihe »Rap am Mittwoch« hat einige Musiker groß rausgebracht. Was erwartet den Besucher bei Ihrer Live-Battle-Rapliga?

Mit »Rap am Mittwoch« möchte ich jungen Musiktalenten eine Bühne geben. Jeder kann teilnehmen und sein Können in einem fairen verbalen Schlagabtausch beweisen. Man muss ein dickes Fell mitbringen. Die Textlines sind bestimmt nicht politisch korrekt und gehen unter die Gürtellinie. Alles ist erlaubt, solange sich niemand eindeutig rassistisch oder antisemitisch äußert. Bei Ausdrücken wie »Judensau« oder »scheiß Araber« ziehe ich die rote Linie. Battle-Rap ist wie Boxen eine Art Sport. Am Ende muss man sich immer die Hand geben können.